

Ein civilisierter Regent.

Australische Skizze von Carl Eugen Schmidl.

Die Amerikaner haben ein Sprichwort, das zwar nicht sehr philanthropisch klingt, dafür aber den Vorteil der Wahrheit hat, die bekanntlich selten angenehm ist: The only good Indian is a dead Indian. Die Australier haben ihre Ansichten über die schwarzen Ureinwohner ihres Landes zwar noch nicht so klipp und klar ausgesprochen, aber trotzdem ist kein Zweifel, daß sie mit den auf Australien übertragene Ideen übereinstimmen. Der Australier, den ich in der letzten Nacht in der Nähe von Perth traf, sagte mir, daß er diese Leute für sehr geistlos und sehr dumm halte. Ein solcher Mensch, so erzählte er, ist ein großer Witz. Von Zeit zu Zeit macht er ein grün von Europa gekommene Philanthrop den gutgemeinten Versuch, die Australier zu civilisieren, aber sobald er Land und Leute besser kennen gelernt hat, stellt er diese Experimente ein. Ein solcher Mensch, so erzählte er, ist ein großer Witz. Von Zeit zu Zeit macht er ein grün von Europa gekommene Philanthrop den gutgemeinten Versuch, die Australier zu civilisieren, aber sobald er Land und Leute besser kennen gelernt hat, stellt er diese Experimente ein.

Außerlich dadurch kund, daß er ein Paar blaue Hosen, einen einseitigen Frack und einen hohen Cylinder trug, welche Gegenstände er nach und nach durch alle Hände geleistet und erworben hatte. Besonders stolz empfand er über den Besitz des Cylinders, den er bei feierlichen Gelegenheiten auf eine lange Stange zu stecken und so weithin sichtbar zu tragen pflegte. Das Einvernehmen zwischen Müller und Boney blieb ungestört, bis der Apotheker eines Tages eine Bestellung für einen Negerschild erhielt. Der Schild wurde verlangt, um ein topisches Schriftstück zu ergänzen, und das Verordnungsreiben forderte Müller auf die Sache mit der größten Schnelligkeit zu erledigen. Das that der Apotheker, indem er seinem getreuen Boney einschickte, der betreffende Artikel müsse am nächsten Montag zur Stelle sein, und Boney versprach Pünktlichkeit und Schnelligkeit. Am Sonntag lud er Combo, der schwarzen Niederbungen des Regiers ein, mit ihm hinaus zu gehen, und der arme, irreführte Regent nahm die Einladung an und wurde nicht mehr gesehen. Spät am Sonntag Abend kam Boney frühlich in Müller's Haus an und betrat die Kammer, wo unser Naturforscher eben am Abendessen saß. Aus seinem Cylinder, den er unter dem Arme trug, zog Boney mit freudlichem Grinsen den blauen Kopf Combo's und legte ihn neben die Tafel, aus der den Tisch, während Müller's Augen aus dem Kopfe quollen, daß er auslief, wie eine große Fliege. Die Haare sprangen ihm mit einem hörbaren Ruck in die Höhe, jeder Blutstropfen verdunstete aus seinem Gesicht, und die Zähne schlugen einen weithin vernehmlichen Generalmarß.

Der einige Unterschied zwischen den geistigen und leiblichen Nahrungsmitteln besteht darin, daß es Menschen gibt, welche ohne die Ersteren fertig werden, während ohne die Letzteren Niemand leben kann. In den meisten übrigen Beziehungen läßt sich jedoch der Vergleich sehr gut durchführen. Es gibt Speisen, deren fortgesetzter Genuß manche Leute dick und fett macht, während andere so mager bleiben, wie zuvor: Dinge, welche die Einen ungestraft genießen können, während die Anderen schwer krank davon werden oder gar ihr Leben verlieren; indifferente Nahrungsmittel, welche man genießen oder deren man sich enthalten kann, ohne ein körperliches Wohlsein dadurch merklich zu verbessern oder zu verschlechtern. Und endlich haben wir Getränke, von denen, je nach Constitution, Lebensgewohnheiten etc. ein Glas den Einen betrunken macht, während der Andere eine große Quantität davon zu sich nehmen kann, ohne sein geistiges oder körperliches Gleichgewicht zu verlieren. Dasselbe gilt von der Letztäre. Es gibt Bücher etc., welche den Geist und Gemüth vieler Menschen erheben, bilden und lehren, während sie auf andere nicht den geringsten Eindruck machen. Wir haben ferner eine Art von Literatur, welche ein Mann, ja sogar eine Frau, deren Geist klar, Gemüth untrüb und Charakter fest ist, durchfliegen kann, ohne daß die betreffenden Werke irgend welchen Eindruck auf sie machen, während ein schwacher Geist, als höchstens des Bedauerens wegen, durch dieselben Schriften für schwache und unklare Köpfe wahres Gift sind. Wie unter den Speisen, so sind auch unter den geistigen Nahrungsmitteln Sachen, welche wir an uns vorüberziehen lassen, ohne ihnen auch nur einen Augenblick Gedanken zu widmen. Und ein anderer Mann, wie bei den Getränken, gibt es auch unter den Büchern, so solche, die den Einen in gewisse Verlegenheit versetzen, während sie für den Anderen dünkelt wie Luft sind, ohne seinen Gleichmut darüber zu verlieren. Die Parallele ließe sich noch sehr viel weiter ausspannen. Für unsere Väter genügt jedoch das Wissen, daß die Ausübung der Letztäre ebenso wichtig für die Wohlfahrt des Geistes ist, wie die der Nahrungsmittel für den Körper. Man geht ja auch nicht nach dem Markt, um schlechtes oder verfaultes Zeug für die Küche nach Hause zu holen, warum Bücher kaufen, welche für Kopf und Herz schädlich sind? An unserem Vergleich festhalten, begreifen wir mit den jetzt obenstehenden Dingen, zu welchen wir alle Letztäre rechnen, die das positive Wissen des Menschen vermehrt, seinen Geisteszustand erweitert, ihm neue wissenschaftliche oder soziale Probleme zugänglich macht, auf deren Gebieten er bisher wegnagt oder gar nicht zu Hause war etc. Wie nun Fortschritt des Körpers, so gehört auch zu dem des Geistes eine gewisse günstige Disposition. Wer dielese nicht besitzt, dem geht es, wie dem viel essenden, aber trotzdem mager bleibenden Menschen; er kann noch so viele Bücher durchlesen und durchstudieren und bleibt doch — so flug, als wir zuvor. Dieser Zustand ist übrigens nicht schlimmer, noch nicht gar besser, als derjenige der Geistesverrücktheit, bei welcher der Patient den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und sich mit gelehrten Theorien vollpropp, daß er darüber das praktische Leben ganz aus dem Augen verliert.

Was die zweite Klasse, die für manche unschädlich, ja sogar nützlich, für andere jedoch gefährliche Letztäre betrifft, so gehören hierzu unter Umständen sogar wissenschaftliche, medicinische etc. Werke, welche nicht jeder verdauen kann. Und doch wäre es das höchste für Vorsehung, zu wünschen, daß die betreffenden Bücher nicht vorhanden wären und dadurch der Fortschritt der Menschheit gehemmt würde, nur deshalb, weil ein Paar tausende oder sogar hunderttausende unklare Köpfe und halbklare durch solche Letztäre noch unsünder werden. Leute, die fühlen und sich selbst sagen müssen, daß solche Dinge nicht für sie geschrieben sind, ihnen und sollen sie eben bei Seite lassen. Unter die allgemein gefährliche Letztäre, um nicht zu sagen Gemeinplätze, gehört natürlich auch die leider sehr große Anzahl von Romanen, Seiten- (oder vielmehr Unseiten-) Gemälden, Novellen etc., welche man unter dem Titel Schmutz- und Schundliteratur zusammenfaßt. Wir können das Schwein nicht hindern, sich im Schmutz zu wälzen und ebensowenig verhindern, daß der menschliche Schwanz, die ihn am Beilen zugehörte Letztäre verleiht und auch erhält. Das Bedauerliche an der Sache ist nur, daß, wie unweilend auch gewisse Schwämme und Kräuter aus Unwissenheit oder Neugierde gegessen werden, so auch diese „beisiglichen“ Bücher in unweilend Hände geraten und daselbst unabsehbar Unheil anrichten. Die dritte Klasse, die indifferente Letztäre, redet weder an, noch auf. Wer etwas Zeit übrig hat, der nimmt so ein gleichgültiges Buch oder eine noch gleichgültigere Brochure oder, was immer es sonst sein mag, auf, um, wie eine müßige halbe Stunde zu vertreiben, und legt das Buch in vielen Fällen aus der Hand, ohne recht zu wissen, was er gethan hat. Trop oder vielmehr gerade wegen ihrer Harmlosigkeit möchten wir diese Art von Literatur nicht missen; denn sie gewährt zur

Erholung nach angestrengter Arbeit und das ist auch etwas werth. Zu der berausenden Letztäre endlich gehört ein Theil der philosophischen Werke für diejenigen nämlich, welche sie, ebenso wenig wie schwere Getränke, zu trinken können. Solche Leute reizen einzelne Sätze willkürlich heraus, fügen hinzu und schlagen manchmal geistige Putzelbäume, welche einen ebenso tömischen Eindruck machen, wie das Zerumtorfen eines Menschen, der etwas zu tief in's Glas geschaut hat. Ferner gehören hierher diejenigen Tugendlehren, welche auf die Erziehung gewisser Wünsche und Leidenschaften der Menschen berechnet sind. Dieselben sind unweilend mit einem wahren diabolischen Geiste geschrieben und versehen ihre Leser, welche die Absicht des Verfassers nicht durchschauen, in eine Art von Wahnsinn, aus dem sie nur durch die richtigen Worte des Verfassers befreit werden können. Und wir sehen, ist somit die Ausübung der Letztäre schon bei Erwachsenen, welche ein gutes Theil vertragen können und ein reiches Verstand haben, nicht ohne Gefahr, so doch haben sollten, durchaus nicht leicht und sind etwaige Mißgriffe oft von den schlimmsten Folgen begleitet. Um so viel mehr Grund zur sorgfältigen Überlegung und der äußersten Vorsicht, wenn es sich darum handelt, die Letztäre von Kindern und heranwachsenden jungen Leuten zu bestimmen, beziehungsweise zu überwachen, deren geistige, wie körperliche Reife noch nicht an die schwere Kost gewöhnt sind, wie die der Großen. Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, einem Kinde schwer verdauliche Kost oder gar berausende Getränke zu geben, und doch gibt es viele um das körperliche Wohl ihrer Nachkommenheit sehr besorgte Eltern, die ruhig zusehen, wie ihre Bubensogenannte Dimes-Novellen und Badische von Mädchen nicht minder gefährliche Romane lesen, welche die kleinen Köpfe verderben, die Kraft des Willens durch müßige Träumerei lähmen und das Gemüth vergiften. Fast alle paar Tage lesen wir in den Zeitungen von kleinen Ausreißern, welche die Indianer betrogen, große Landstroläcker a la Buffalo Bill etc. werden wollen, nicht zu reden von den sich in maßlos erstickender Zahl mehrenden Kinderheirathen, für welche letztere übrigens denjenigen, welche die Trauungen vollziehen, das spanische Rohr mehre gebührt, als den Durchbreunern. Woher kommt all' das dumme Zeug, was immer ein schlechtes Ende nimmt und meist den Ruin der betreffenden jungen Leute für den Rest ihres Lebens zur Folge hat? In neuen Fällen aus sich von der mangelhaften Überwachung der Letztäre der Kinder im elterlichen Haus. Die Sorgfalt der Eltern für die geistige Nahrung der Kinder soll mindestens ebenso groß, wie nicht noch größer sein, als die für die leibliche. Werden — natürlich nicht allzuhoch — Schüler in letzterer Beziehung gemacht, so lassen sich die Folgen derselben meist leicht vermeiden. Aber ein einziges Buch verberbtlichen Inhalts wirkt Jahre lang fort und sein übler Einfluß kann nur selten ganz beseitigt werden.

Die Musik der Chinesen. Die Musik der Chinesen, eines Volkes, welches ein Fünftel der Bevölkerung der ganzen Erde ausmacht, darf, wenn auch nicht der ästhetischen Genusses wegen, so doch wenigstens in kulturgeschichtlicher Hinsicht ein gewisses Interesse beanspruchen. Wir sind ja auf Grund der Berichte von Reisenden gewohnt, die gegenwärtige chinesische Musik für nichts als ein rohes, barbarisches, regelloses Geräusch zu erklären. Und noch barbarischer und geräuschhafter ist nun die Musik der Söhne des Himmels allerdings, aber regellos, wenigstens für ein einigermaßen geschultes Ohr ist sie nicht weniger als unmethodisch und willkürlich, wie d. G. Krehbiel in der neuesten Nummer des „Globus“ nachzuweisen sucht. Was die psychologische Seite der Musik betrifft, so waren die Chinesen schon seit unvorstelllichen Zeiten über das Weien der Verwandtschaft und die Wirkung musikalischer Töne sehr wohl unterrichtet. Nach den Lehren der Schule des Konfuzius sind Ceremonien und Musik die geeigneten und wirksamsten Faktoren, um die Sitten zu veredeln und dem Staate Gutes zu verleiern. Die Musik ist eine Sprache, welche den Menschen befähigt, seinen Gemüth auszudrücken zu verleiern. Wenn wir betraut sind, werden unsere Melodien diese verleiern. In Augenblicken der Freude klingen unsere Stimmen hoch und klar, und unsere Worte steigen rasch dahin. Im Jörn ist unsere Sprache traurig und drohend, in der Sucht und Gerührt klingen wir bescheiden, in der Liebe ohne Härte; kurz, jede Leidenschaft hat ihre besondere Ausdrucksweise, und gute Musik muß die richtigen Töne dafür finden; denn jeder Ton muß ihrer Natur entsprechen und sich verständlich machen. Töne sind die Worte der musikalischen Sprache, Modulationen die Sätze, Stimme, Instrument und Tanz vereinigen sich, um den Gehalt zu verleiern, was zum Ausdruck gebracht werden soll. Das ist eine alte chinesische Definition der Musik, die unseren heutigen Anschauungen über den Zweck und die Wirkung der Musik gar nicht fernsteht. Ebenso treffend heißt es in einem Gesetze des Kaisers Zichun 2300 v. Chr.: „Vere die Kinder der Großen, daß sie durch Deine Sorge geerd, milde und weise werden; daß sie Freiheit lernen, ohne ihren zu sein; daß sie die Würde und den Stolz ihres Standes zu wahren verstehen, ohne eitel und anmaßend anzutreten. Die drei Ziele der Großen im Gemüthe aus, daß sie in passendem Modus gefungen werden können, begleitet von Instrumentalmusik. Laß die Musik dem Sinne der Worte folgen: laß sie einfach und geistvoll sein; denn eitel, leer und weidliche Musik ist zu vermeiden. Musik ist der Ausdruck der Seelenstimmung; wenn die Seele des Componisten tugendvoll ist, so wird auch seine Musik voll Adel sein und die Seelen der Menschen mit den Geistern des Himmels vereinigen.“ Diese Neigungen deuten also die frühzeitige Anerkennung der Thatfache hin, daß die Musik mit dem Gemüthsleben des Menschen auf's Innigste verbunden, daß sie gewissermaßen die Stimme des Gemüths ist. Wie der Grieche, so verweist auch der Chineser eine Trennung der Musik von der Poesie. Und wie in der griechischen Tragödie und in den luxuriös-dramatischen Lombardungen Richard Wagners, so bricht auch im chinesischen Drama im Augenblicke höchster Gemüthsbewegung der Schauspieler in Gesang aus. Aber in China besteht nicht nur eine innige Verbindung zwischen Musik und dichterischer Rede, sondern auch zwischen Musik und Rede im Allgemeinen. Da das Chinesische eine einfältige Sprache ist, so hängt es wesentlich von der musikalischen Betonung ab, ob ein Satz diese oder jene Bedeutung haben soll. Schon die Unterhaltung von Chinesen aus dem gewöhnlichen Volk läßt erkennen, daß ihre gewöhnliche Sprechweise fast so musikalisch ist, wie das recitativo secco der italienischen Oper. Viele Wörter der chinesischen Sprache nehmen je nach der Betonung drei bis sechs verschiedene Bedeutungen an; dabei hat diese Betonung mit Accenter oder Emphase nichts zu thun. Die Chinesen haben einen eigenen, Gedächtnisvers, um das Verhältniß der Betonungen (sollung) zu erleichtern: „Der gleichmäßige Ton“ — sein Pied ist weder hoch noch niedrig. „Der steigende Ton“ — ruft laut, ist heftig, glühend, hart. „Der fallende Ton“ — ist klar und deutlich, sein einformiger, niedriger Pied ist lang. „Der ankretende Ton“ — kurz, bößlich, abgerissen, schmidtlich an. Die Chinesen sind an die durch die scharf erregten Tonunterschiede zu gewöhnt, daß sie leichter einen Unterschied in der Tonhöhe eines Wortes erkennen, als eine Veränderung des Vokals. Wenn das Wort „weg“ jure J. B. auf den Ton G und hinterher einen Ton niedriger aufgesprochen wird, so bemerkt der Chineser den Tonunterschied leichter, als ein Vokalwechsel, wenn „weg“ und J. B. ming beide in derselben Tonhöhe gesprochen werden. Die Verwirrung, welche durch solche Anwendung der scharfen in Chinesischen angebracht werden kann, ist ebenso groß, wie die, welche im Deutschen J. B. durch Verwechslung des Accents in Wörtern wie durchbrechen, ungehen, überleben, modern, durch Vokalverwechslung, wenn in schon und schon, rohen und rosten, graulich und graulich u. i. w. entstehen kann. Es sei noch eine kurze Erläuterung der scharfen von Dr. Williams erwähnt. Der „gleichmäßige Ton“ ist der natürliche Ausdruck der Stimme. In dem Maße, wie die Töne des Gesangs „Wohl!“ Du es mir zeigst! — „Rein, das werde ich wohl bleiben lassen!“ Ich werde dir verschwiegen Zensung die Frage und Antwort, den höheren und niederen gleichmäßigen Ton. Der

„Reisende Ton“ erscheint in Ausreusen wie „Ah so!“ der „fallende Ton“ kommt in umgeheter Folge zur Geltung. Der „eintretende Ton“ ist eine plötzliche Unterbrechung des gleichmäßigen Tones, gleichsam wie abgesehen. Wenn man „Schloß“ sagen will und in der Mitte des Wortes von einem Schlußauf übertrifft würde, so dem letzten Konsonanten ausläßt, so trifft man ungefähr die Aussprache dieses schwing. Eine weitere Merkwürdigkeit der chinesischen Musik liegt in der Tonleiter, die nur fünf Töne, die merkwürdigerweise in vielen alten indischen und irischen Melodien vorkommt. Trotz dieser Stala doch sehr melodisch, wie bringt nur mit den schwarzen Tasten des Klaviers einen Versuch zu machen; solange man sich an sich an die schwarzen Tasten hält, wird man immer, man mag die gegebenen Tempo und Rhythmus zueilen sein, wie man will, Melodien erzeugen, die das Ohr nicht beleidigen. Die Beziehung der Töne ist etwas mystisch. So heißt der Grundton F der Stala „der Kaiser“, der zweite Ton G „der Minister“, A „der gebornen Unterthan“, C „das Staatswesen“, D „das Symbol des All“. Der Werth jedes Tones wird also durch seine Benennung gekennzeichnet und außerdem durch Klavieren und alle möglichen Dinge nachsymbolisiert. So symbolisirt „der Kaiser“ den Planeten Saturn, den Wagen, die Erde, die gelbe Farbe, das Säge. Der Grundton jeder Stala wird als Mann angesehen, die Quante als Weib, und beide zusammen erzeugen alle anderen Töne. Schach von den zwölf Halbtonen sind wieder männlich oder weiblich, sechs sind weiblich und unvollkommen. Weil die Töne auf vier verschiedenen Substanzen (gegerbter Haut, Stein, Metall, gebranntem Thon, Holz, Bambus, gedrehter Seide und der Kalebasse) hervorgerufen werden, sind sie auch adlerlei. Da die Töne mit Beschlag und phantastischen Attributen belegen sind und dadurch mit allen Dingen in symbolischer Beziehung stehen, so ist es wunderbar, daß die Chinesen trotzdem an der pentatonischen Stala festgehalten haben. Aber fünf ist dem Chinesen eine heilige Zahl; es gibt fünf Elemente, fünf Planeten, fünf Dimmelsrichtungen, fünf Geschmäcker, fünf Hausgötter, fünf Kardinalrichtungen, fünf Bezeichnungen u. i. w. Bei so vielen Hemmnissen, die jedem Ton anhaften, darf man eine Harmonie der Töne in unserm Sinne in China allerdings nicht erwarten; die Oktave, die Quante und die einzigen als harmonisch anerkannten Intervalle.

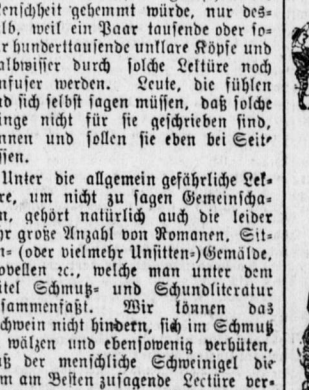
Zwei Dichter. Vor Jahren hatten zwei junge Männer in Wien sich zusammengethan und mehrere Poesien geschrieben, welche an den dortigen Vorstadtbühnen Erfolg hatten. Plötzlich — so erzählt das Gerücht — ging die Compagnie in Trümmern, die beiden jungen Dichter hatten ihr eigenes Talent entdeckt und wollten Einer den Andern an Originalität übertrumpfen. Einer sagte über den Andern, daß derselbe keine Ideen habe, die bereits ausgeführten Schwänke wollte Jeder von den Beiden allein gedichtet haben und der Mitautor sollte nur auf dem Theatervettel figurirt haben aus Freundschaft des eigentlichen Verfassers. Und da die Beiden nicht gemeinsam dichten wollten, schrieb jeder einzeln seine Stücke, welche jedoch purlos in den Archiven der Theater verschwand. Hier und da erblickte ein solches Werk das Licht der Rompen, aber nur als Eintagsfliegen, die sich rasch die Flügel verletzten und hinfallen. Trotz der augenscheinlichen Mißerfolge, die sie einzeln erlitten, kosteten sich die ehemaligen Compagnons gegenseitig doch als Concurrenten. Begagneten sie sich einmal in einem Gasthause nur zufällig, dann sah jedes Vocal Beide nicht wieder; kamen sie im Künstlercafe zusammen, dann ging der Eine bei dieser, der Andern bei jener Thüre hinaus — kurz; sie konnten einander nicht sehen, ohne das Gallenpfeber zu bekommen. Um dem Varm der Großstadt zu entfliehen, mietete sich der eine der Dramatiker in dem Gasthose eines an der Westbahnstraße gelegenen Dorfes ein. Dort wohnte er dort in angenehmer Weltabgeschiedenheit und bestimmer sich nicht darum, wer außerdem im Hause logierte. Nur die Bücher waren sein Gesellschaft. Einmal vergaß er eines der Bücher, in welchem er eilig zu lesen pflegte, irgendwo, und fragte die Tochter des Gasthofsbesizers, ob sie dasselbe nicht auf einer Bank im Garten gefunden habe. Das Mädchen vernichte. Da der Schriftsteller jedoch in ihrer Hand ein Buch bemerkte, fragte er die Wirthschafter, was es enthielt. Es gehörte dem Herrn Doctor, welcher seit zwei Tagen hier wohnte. Sie nannte einen Namen, der den Schriftsteller erbeben mochte, denn seines Feindes! ... Er schlug das Buch auf und las; „Kobegue's gesammelte Lustspiele.“ In diesem Momente kam kein Antagonist und überredete ihm das vergebliche Buch mit der hoffnungs Bemerkung: „Also auch Sie entließen Ihre „Originalität“ aus Kobegue's Werken? ...“ Das Geheimniß war gelüftet. Eine Verbindung erfolgte und in der wieder zusammengekommenen Dichtergesellschaft der seltsame Kobegue als wirklich „stiller“ Compagnon.

Benutzte Gelegenheit.



Am adieu, alter Freund, mich sehst Du nie wieder! „Gar nie mehr?“ „Nein, nie mehr!“ „Ach, Theodor, dann borge mir noch 40 Mark!“ — Protest. „Sei doch nicht so laut, Du! Drüben am Rebenstich hat eben ein Herr gerufen: Dem Schreimaul sollt' man doch etwas Bildung beibringen!“ „Was, wer hat gerufen?“ „Den möcht' ich seh'n, der mir a' Bildung beibringt!“ — Doppeltinnig. Frau: „Warum siehst Du mich denn von jedem großen Auslagenfenster weg, lieber Mann?“ Mann: „Weil ich die großen Auslagen fürchte.“

Benutzte Gelegenheit.



Am adieu, alter Freund, mich sehst Du nie wieder! „Gar nie mehr?“ „Nein, nie mehr!“ „Ach, Theodor, dann borge mir noch 40 Mark!“ — Protest. „Sei doch nicht so laut, Du! Drüben am Rebenstich hat eben ein Herr gerufen: Dem Schreimaul sollt' man doch etwas Bildung beibringen!“ „Was, wer hat gerufen?“ „Den möcht' ich seh'n, der mir a' Bildung beibringt!“ — Doppeltinnig. Frau: „Warum siehst Du mich denn von jedem großen Auslagenfenster weg, lieber Mann?“ Mann: „Weil ich die großen Auslagen fürchte.“

Mütterlicher Rath.



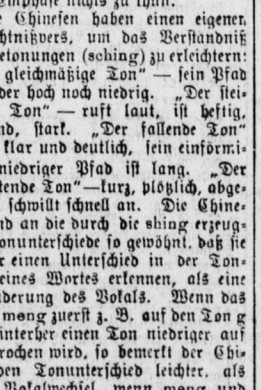
Mutter (zu ihrem Sohn, der zum Militär einberufen ist): ... „Nach einm, Toni, wenn i' ebba Krieg ansang'n, hernach sei i' schiedu und — miß' Dich nit' d' rein!“

Mütterlicher Rath.



Mutter (zu ihrem Sohn, der zum Militär einberufen ist): ... „Nach einm, Toni, wenn i' ebba Krieg ansang'n, hernach sei i' schiedu und — miß' Dich nit' d' rein!“

Umszug.



Begintt so haarder „Schönen“ Am Kopf das Haar zu schwinden, Kann man auf ihren Jahn'n es leider wieder finden. — Der Regen gleicht dem Musikdilettanten: Entweder er sängt nicht an, oder er hört nicht auf.

Seine Ueberzeugung. Vater (brim Gang zum Klare): „Aber, Emil, geh' doch ein wenig rascher!“ Vater: „Wozu auch noch in's Unglück rennen?“ Der pfiffige Johann. — „Jeon, ich würde, daß Sie künftig Ihre Verbesungen der mir in Gegenwart Fremder tiefer machen, viel tiefer!“ „Wollten denn Frau Baronin nicht Anfangs, damit ich's leichter lenne, immer ein Markstück fallu lassen?“ Galante Variation. „Du bist wie eine Blume.“ „Du keine einst gesagt: Was' Neuliches ist fangen: Hab' ich mich oft geplagt.“ „Du nun ist es gelungen, Jetzt hat die Seele Ruh'!“ „Nicht Du bist wie die Blumen, Die Blumen sind wie Du!“ D. Klein. — „Dau' erhafte Waare. Wiltomer (Inhaber eines Kleidermagazins zu seinem Kommis): „Herr Kleiderheim, Sie hab'n gestern wieder zu viel getrunken, das schadt' dem Geschäft!“ „Kleiderheim: „Wieso schadt' das dem Geschäft, wenn ich Abends was trink'!“ „Wiltomer: „Wozu? Wenn Sie Abends was getrunken haben, hab'n Sie in der Früh' so a' Zittern in der Hand, daß Sie beim Vorgehen von die billigen Hosen allemal herunterstürzen!“

Aus dem hiebenjährigen Krieg.

Ueber die Unterbringung des preussischen Schages im hiebenjährigen Krieg macht Dr. Hoppsin in den „Fortpflanzungen“ interessante Angaben. Die Frage der Verlegung des Königl. Hoflagars von Berlin wurde zuerst 1757 in Erwägung gezogen, wobei Küstrin, Magdeburg, und zuletzt Stettin in Betracht kamen. Der König, der anfangs für Küstrin sehr eingenommen war, entschied sich auf die Gegenverstellungen seines Ministers des Grafen von Hindenburg, welcher Friedrichs II. geheime Instruktion vom 10. Januar 1757 in Händen hatte, für Magdeburg, wo denn auch der Hof von October 1757 bis Januar 1758, dann von August bis November 1759 und zuletzt vom März 1760 bis Februar 1763 sich aufhielt. Dorthin mußte nach des Königs Bestimmung die Familie unter dem Schutze der ganzen Garnison gehen, wobei auch der Staatsfiskus, der Kronmünzen und das gesammelte goldene Tafelgeschirf mitgenommen werden sollten. Im Juli waren acht Tage lang zehn Personen im Schloße zu Potsdam mit dem Einpacken der Werthgegenstände beschäftigt; am 10. August fand alles Silber zur Aufhebung bereit. Anfang October wurde der Münddirector Knöffel in Berlin angetroffen, nach Magdeburg zu gehen, um dort das Silber auszuprägen, die Königinn aber mußte dieselben Monats bei Haddis's Waräden auf Berlin in größter Eile nach Spandau flüchten und lam erst gegen Ende October nach Magdeburg. Auf dem Staatsfisch war eine Million Thaler nach Küstrin abgehoben worden und Münddirector Knöffel, der das königliche Silber einpackeln und ausprägen sollte, konnte damals melden, daß von der Einschmelzung des Jahres 1745 — wobei der herrliche silberne Chor aus dem Ritteraal verloren ging — noch 38 Varen vorhanden seien. Auch alle Juwelen des Hofes und die Brillen der verstorbenen Königin-Mutter kamen nach Magdeburg. Friedrich II. bestimmte wegen Einschmelzung der Silbergeräthe, daß dieselbe nach dem Rechenfuß in Großen und Schöpfennägeln erfolgen sollte, so daß er aus der Verlegung nach Abzug der Unkosten 600,000 Thaler erziele. Während die Königinn mit den Prinzessinnen Amalie und Ferdinand nach aufständlicher Befehleung etwa sechs Wochen später Magdeburg wieder verließ, wurden über den Schatz weitere Nachrichten nicht gegeben. Nur soviel geht aus anderen Meldungen hervor, daß auch ein Theil der Silbergeschirf damals nach Magdeburg in Sicherheit gebracht wurde, während der übrige Theil nach Küstrin kam. — „Resignirt. Richter: „Geben Sie noch etwas zu Ihrer Verbindung vorzubringen?“ „Angeklagter: „Nein, lassen wir die! Ich hab' mir schon mehr als huanzialmal vor Gericht vertheidigt — aber heit's war's for de Rag'!“

